

DIE FACKEL

NR. 196

WIEN, 19. FEBRUAR 1906

VII. JAHR

Quer durch Österreich

Mürzzuschlag

»In Mürzzuschlag hatte sich schon lange vor 4 Uhr zahlreiches Publikum auf dem Perron des Bahnhofes sowie vor dem Bahnhofsgebäude und in den Straßen angesammelt. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Leute, je näher die Stunde heranrückte, da der Zug einfahren sollte. Die Bahnhofsausgänge waren vom Publikum geradezu verrammelt, und die gesamte Wachmannschaft bemühte sich, die Passage aufrecht zu erhalten. Um 4 Uhr 55 Minuten fuhr der Zug ein ... Der Justizfeldwebel fragte den Gendarmerie-Postenführer: »Ist ein Wagen da?« »Wir brauchen keinen Wagen, wir gehen zu Fuß. Geh'n wir. Wenn Sie einen Wagen hätten haben wollen, hätten Sie einen telegraphisch bestellen sollen«, antwortete der Postenführer. Die Menge umdrängte die Mörderin und schrie: »Da ist sie ja, die Mörderin! Schaut Euch nur den Fratz an!« Auch Beschimpfungen wurden ausgestoßen. Marie Zeller zuckte zusammen, als sie diese Rufe hörte, zog rasch ihr Sacktuch aus der Tasche hervor und hielt es vor das Gesicht. Nun wurde der Gang zum Rathause angetreten. Postenführer Ulrich schritt voraus, um in der anstürmenden Menge eine Gasse zu machen; ihm folgten die beiden Justizsoldaten, welche die Zeller in ihre Mitte nahmen. Ein Gendarm mit einem Ortopolizisten bildete den Schluß der Eskorte. Unter Johlen und Schreien ging es dann über den Perron, dem schmalen Ausgange zu. Nur mit Mühe konnte sich die Eskorte einen Weg bahnen; alles drängte nach und an der Ausgangstür entstand ein lebensgefährliches Gedränge. Frauen stürzten zu Boden, Kinder schrien nach ihren Müttern. Dazwischen die Beschimpfungen, die der Mörderin zugeschleudert wurden. Die Eskorte schritt vorwärts. In geradezu wilder Jagd liefen die Leute nach. Jeder wollte die Mörderin sehen. Immer ärger und ärger wurde das Gedränge, ein fortwährendes Schieben und Stoßen durch den meterhoch liegenden Schnee. Eine Frauenstimme schreit: »Da ist sie ja, meine Schulfreundin, die Mitzl! Pfui Deixel!« Es hatten sich nämlich auch zahlreiche Personen aus Neuberger, dem Geburtsorte der Verhafteten, hier eingefunden. »Aber a schön's Madel is halt doch!« rief eine andere Stimme. Etwa eine Viertelstunde dauerte der Leidensweg der Verhafteten. In den Straßen, die sie durchschreiten mußte, bildeten die Leute Spalier. An den Fenstern drängte man sich Kopf an Kopf, Die Leute, die vor ihren Geschäftsläden standen, schrien, als sie der Zeller ansichtig wurden: »Spuckt sie an, anstatt ihr nachzurennen! Diese

Bestie! Sie hätte verflucht werden sollen! *Ein so junges Madel und schon Raubmörderin!*« Bei jedem dieser lauten Rufe, die an ihr Ohr drangen, zuckte die Verhaftete zusammen. Sie begann zu weinen und drückte ihr Taschentuch an die Augen. Immer wilder wurde das Toben der Menge hinter ihr. Die Eskorte war in die Rathausstraße, dann in die Wiener Straße eingebogen und hielt vor dem Rathause. Auch hier war eine große Menschenmenge, die mit lauten Rufen das Erscheinen der Eskorte empfing. »Pfui Teufel! Pfui Teufel!« erscholl es im Chore. Eine ältere Frau, die beim Tor des Gerichtsgebäudes stand, spuckte vor Marie Zeller aus. Nur wenige Schritte noch und Marie Zeller war den Blicken der Menge entzogen. Das Tor des Rathauses schloß sich hinter ihr. Sie wurde über die Stiege mehr getragen, als geführt. Man brachte sie in die Gerichtskanzlei. — — — — —

Als sie in Kapellen eintraf, war es noch nicht 7 Uhr früh. Der eisige Wind treibt ihr den Schnee in's Gesicht, verhinderte sie am Gehen, sie droht zu stürzen und der Gendarm muß sie führen. Aus den kleinen Häuschen, den armseligen Hütten laufen die Bewohner auf die Gasse und Alles folgt der Eskorte ... Man brachte Marie Zeller in die »gute Stube«. Vor den Fenstern drängten sich die Leute und begafften die Gefangene, die müde auf einer Bank niedersank, das Sacktuch vor die Augen hielt und weinte. Die Rufe der Leute, die sich bei den Fenstern drängen, werden im Zimmer hörbar. Die Delinquentin hört Ausrufe wie: »Du Fratz kannst an Mord verüben!«, »So jung und schon so schlecht!« Den Leuten genügt es nicht mehr, bei den Fenstern zu stehen, sie drängen in die Stube selbst, sie versuchen mit Marie Zeller zu sprechen. Die Gendarmen machen Szenen ein Ende und weisen die Neugierigen hinaus. Marie Zeller bittet, man möge doch die Vorhänge schließen, damit sie Ruhe habe. Ihre Bitte wird nicht erfüllt. Schlitten auf Schlitten fährt im Orte vor. Ganze »Vergnügungszüge« wurden ausgerüstet. Aus allen Orten der Umgebung, in denen die verhafteten Schwestern wohl bekannt waren, sind Neugierige heute gekommen, welche sich vor den Fenstern drängen, hinter denen Marie Zeller zu sehen ist. Das Publikum stürmt das Gasthaus des Bürgermeister Wengger sowie das Gasthaus »Zum braunen Hirschen«, kein Plätzchen ist hier zu haben. Ausgelassenste Stimmung herrscht hier, lautes Lachen, Singen und Zitherspielen erfüllt die Gasträume. Die Einbringung der Schwestern wird als Volksbelustigung aufgefaßt. »Kirtag is!«, hört man die Leute rufen. Einer fragt den andern, ob er Marie Zeller genau gesehen habe, und einer erinnert den andern daran, daß sie um ½ 11 Uhr bei der Bahn sein müssen, wenn Friederike gebracht werde. — — — — —

Die Zeit der Ankunft des Zuges, der Friederike Zeller brachte, war herangerückt. Die Gasthäuser leerten sich, die Ortsbewohner verließen ihre Häuser, alles strömte dem Bahnhofe zu ... um ½ 11 Uhr vormittags fuhr der Zug ein. Noch selten war ein Zug dieser Bahn so dicht besetzt, wie der, der die Mörderinnen brachte. In Müzzuschlag waren »Vergnügungsreisende« eingestiegen, welche die Eskorte hatten sehen wollen. Sie füllten die Coupés bis auf das letzte Plätzchen. Zuerst sah man den Gendarm und hinter

ihm kam Friederike Zeller aus dem Coupé heraus. Es wiederholten sich nun jene lärmenden Szenen, wie bei der Einlieferung der jüngeren Schwester in Mürzzuschlag. Johlen und Schreien erfüllte die Luft. Die Eskorte verläßt mit der Arrestantin das Bahnhofgebäude, und obwohl zahlreiche Schlitten zur Verfügung standen, gewährte man der Verhafteten diese Wohltat nicht, sondern ließ sie zu Fuß den Weg durch den Ort machen. Die Menge drängte der Eskorte nach, schrie wie besessen und plötzlich hörte man die Rufe: »Schmeißt sie in den Schnee!« Lieber glei' in die März!« »Wart' nur, Du Mörderin, heut' werd'ns Dir schon einheizen!« Endlich ist die Eskorte mit der Verhafteten beim Gasthaus »Zum braunen Hirschen« angelangt.«

Postsparkassa

»Die Untersuchung der sanitären Mißstände hat gestern bereits zu Rencontres zwischen den Beamten und einzelnen Vorgesetzten geführt, die es als nicht zulässig bezeichneten, daß die Beamten selbst dem Sanitätsorgan die erforderlichen Auskünfte erteilen. Als gestern vormittags der Sanitätsinspektor im Buchungsbüro der II. Sektion erschien, wollten einzelne Beamte dem Delegierten selbst ihre Klagen über die in jenem Büro besonders argen sanitären Verhältnisse vorbringen. Kontrolleur Springer vertrat demgegenüber den Standpunkt, daß dies nur seine Sache als Vorgesetzter sei. Hierauf entspann sich eine lebhaftere Kontroverse, die schließlich tumultuöse Formen annahm. Die Beamten holten ihren Vertrauensmann herbei, der es sich nicht nehmen ließ, persönlich die Beschwerden des Personals vorzubringen ... Vorgestern machte ein junger, an einem Lungenleiden laborierender Beamter des Buchungsbüros IV den Vorstand dieses Büros, Oberkontrolleur Völkl, darauf aufmerksam, daß die vorgeschriebenen Lüftungspausen trotz einer Lufttemperatur von 23° R¹ nicht eingehalten würden. Oberkontrolleur Völkl forderte den remonstrierenden Beamten auf, ihm zum Sekretär zu folgen, der kategorisch erklärte: »Diese Dummheiten (die Lüftungspausen) hat es 23 Jahre nicht gegeben und wird es auch in Zukunft nicht geben.« Von dem Beamten aufmerksam gemacht, daß bei jeder Partie ein Lungenkranke sei, soll der Sekretär erwidert haben: »Das haben sich die Herren nicht im Amte geholt.« Der Sanitätsinspektor revidierte das Buchungsbüro IV, in dem der Beamte arbeitete, und bezeichnete die Atmosphäre tatsächlich als direkt gesundheitswidrig. Gestern setzte der Delegierte seinen Rundgang fort. Auf dem Gange nächst dem Schecksaldobüro wurde beanstandet, daß sich das Buffet unmittelbar neben offenen und total verunreinigten Klosetts befinde, die einen mephitischen Dunst verbreiten. In einer Garderobe des zweiten Stockwerkes, die trotz ihrer Enge von dreihundert Beamten frequentiert wird, fanden sich uralte Staubmassen. Die Garderobe steht ständig offen und es sind deshalb auch öfters Diebstähle vorgekommen. Beamte erzählen, daß ihnen Butterbrote, die sie in der Garderobe in ihren Überröcken verwahrten, häufig von Mäusen angefressen worden sind. Im Schecksaldobüro wird gegen die Mäuse Rattengift verwendet. Erst aus

1 28° C

dem sich von Zeit zu Zeit bildenden Verwesungsgeruch werde das Vorhandensein von toten Mäusen entdeckt. Von einer Personalvermehrung merkt man noch nichts. Der Platz der verstorbenen Kalkulantin Hanel ist noch nicht neu besetzt. Auch vorgestern und gestern sind viele leichtere Erkrankungen zu verzeichnen. Gestern vormittags mußten nicht weniger als zwölf Beamte wegen Unwohlseins ihren Dienst unterbrechen und sich nach Hause begeben. Die Mehrzahl der Herren gehört dem Katasterbüro an, wo der Dienst ein ungemein schwerer ist. Es müssen nämlich die je 600 Karten enthaltenden, bis zehn Kilogramm schweren eisernen Schubladen behufs Revision fortwährend hin— und hergeschoben werden und zwar von jedem Beamten mindestens siebenhundertmal täglich. Dadurch entwickelt sich ein derartiger Staub, daß die Atmungsorgane fortwährend gereizt werden. Tatsächlich ist der Krankenstand dort und auch in den anderen Abteilungen ein abnormal hoher.«

Tetschen

Aus Tetschen wird gemeldet: »Vor dem hiesigen Bezirksgerichte hatte sich gestern die 18jährige Kellnerin Martha Knebel aus Dresden zu verantworten. Die Genannte hatte in der Nacht vom 25. auf den 26. Jänner auf dem Perron des Bodenbacher Bahnhofes in übermütiger Laune einem fremden Manne einen Kuß gegeben. Der betreffende Herr ließ das Mädchen durch die Bahnhofspolizei verhaften. Der Richter verurteilte die Kußräuberin zu 14 Tagen Arrests, verschärft durch 4 Fasttage. Nach verbüßter Strafe wird die Knebel nach Dresden abgeschoben werden.«

* * *

Duell und kein Ende

Jedes Zeitalter hat eine zweifache Arbeit zu leisten: es hat die Sitte fortzubilden, als deren Quelle die Lebenserfordernisse der Stände, das gesamte jeweilige Wissen und das Vorbild machtvoller Persönlichkeiten zu betrachten sind. Einblick in die Werkstatt der Sittenbildung gewährt uns die schöne Literatur, vor allem das Theater. Die zweite Aufgabe, die sich staaten— und länderweise aufteilt, besteht in der beständigen *Vergleichung der Sitte mit der Rechtsordnung*. Diese nicht ruhen zu lassen, ist Aufgabe der Wissenschaft, sie in ihren lebendigen Konsequenzen zu verfolgen, Sache der Gesetzgebung, in erster Linie der Parlamente.

Die beiden Aufgaben: Sittenbildung und Rechtsbildung strenge getrennt zu halten, die Grenzlinie jeweils zu erraten, erfordert hohen Takt, Geistesklarheit, Wachsamkeit und ein hellseherisches Eindringen in das Bewußtsein der Zeitgenossen. Jede Generation hat nicht nur den Beruf, sondern auch die Pflicht zur Gesetzgebung, sie hat sich periodisch die Frage vorzulegen, ob die Sitte überhaupt feststeht, deren Ausdruck das Gesetz sein wollte; ferner ob die Sitte des Gesetzes weiterhin bedarf; sie hat strenge Bilanz zwischen diesen beiden Mächten zu ziehen und darf sich nicht dabei beruhigen, einen Konflikt festzustellen, sondern muß einen Schluß ziehen, ein Endurteil fällen. Dazu gehört Aufrichtigkeit gegen sich selbst und Mut zur Wahrheit. Konflikte zwischen Sitte und Gesetz sind unvermeidlich, weil das Flüssige mit dem

Starren nicht dauernd übereinstimmen kann; wo sie aber permanent sind, dort gibt es nur *eine* Schlußfolgerung, nämlich die, daß das Gesetz im Unrecht ist. Ganz einfach aus dem Grunde, weil es das Künstliche ist.

Man präjudiziert sich daher durchaus nicht, wenn man hinsichtlich des Konflikts zwischen Duellzwang und Duellverbot einbekennt, daß die Rechtsordnung eine Niederlage erlitten hat. Hier liegt eine Probezeit vor, die nicht weniger als ein halbes Jahrtausend umfaßt. Denn schon Montaigne konstatiert den Widerstreit zwischen staatlicher und ritterlicher Auffassung und stellt schon alle Argumente so erschöpfend dar, daß heute nichts hinzuzufügen ist. Es ist daher gewiß nicht mehr voreilig, wenn man die Materie für spruchreif erklärt und rundweg fordert, daß die Gesetze, die das Duell unter Strafe stellen, aufgehoben werden.

Der Fehler in der Behandlung dieses Gegenstandes lag bisher darin, daß man die Frage des Gesetzeskonfliktes nicht genügend von der eigenen Gesinnung isolierte, daß man das Formelle vom Materiellen zu trennen nicht den Mut besaß. Erst wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, kann das Problem unbefangen in Angriff genommen werden. Es ist von solcher Kompliziertheit, daß es sich nur schrittweise zerlegen läßt. Man kann sich hier nur durch einen Vergleich aus der physikalischen Wissenschaft verständlich machen.

Es gibt in der Technik zweierlei Erfindungen. Die eine, sozusagen die elegante Klasse ist dadurch ausgezeichnet, daß ein einziger Gedanke, eine Inspiration, ein Genieblitz die ganze Aufgabe gelöst hat, daß Geist und Körper der Erfindung *eins* sind. Sie entspringen dem Haupt ihres Schöpfers wie die Minerva, mit Schild und Speer, ausgewachsen und reif, in einer glücklichen Stunde. Die zweite Klasse ist anders geartet. Es sind Erfindungen, deren Urheber kaum genannt werden können, weil erst die aufgespeicherte Arbeit Vierter die Voraussetzungen geschaffen hat, die im Wege unzähliger Annäherungen zum Ziele führten. Eine Erfindung der zweiten Art ist beispielsweise das moderne Zweirad, eine Kollektiv— und Annäherungserfindung, die sozusagen aus einer Kette von Verbesserungen besteht und in den verschiedensten Techniken schrittweise ihre Voraussetzungen erlebte.

Das Problem des Ehrenschatzes gehört nun offenbar zu jenen, welche in eine Summe von Teilaufgaben zerfallen, Teilaufgaben, die einander vielleicht sogar widersprechen und selbst nur Annäherungslösungen vortragen. Man darf daher nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Antwort mit Gewalt erzwingen wollen, etwa, indem man seinen persönlichen Geschmack ausspielt, oder ein allgemeines Prinzip mit größerer oder geringerer Leidenschaft in die Wagschale schleudert. Man hat vielmehr die ganze *Konstellation* zu erforschen und die verschiedenen Kräfte nachzuweisen, die sich gegenseitig stützen oder reiben.

Die Gleichung hat mehrere Unbekannte. Zunächst ist die soziale von der psychologischen Antagonie loszulösen. Auf der einen Seite handelt es sich um einen Kampf zweier ständischer Auffassungen, nämlich der ritterlichen und zivilen Persönlichkeit; auf der andern Seite um den Kampf der Individualpersönlichkeit mit der Rechtsstaatsordnung. Diese beiden Antagonien decken sich nicht, sie kreuzen sich nur mit einem kleinen Teil ihres Umfanges. Kriegerische Wertung und individualistische Rache — das sind die beiden Stützen des Duells in der heutigen Gesellschaft; aus zwei entgegengesetzten Welten stammend, aber allerdings sich gern kombinierend und durchdringend.

Das Duell als militärische Einrichtung beruht auf der Hochwertung des kriegerischen Spieles und ist auch historisch aus dem scherzhaften Turniere hervorgegangen. Es ist ganz natürlich, daß der Offizier den Kampf um die Ehre in *seiner* Berufsform austrägt. Der Offizier, sofern er mit seinem Beruf

nicht zerfallen ist, muß den persönlichen, physischen Kampf für den selbstverständlichen Ausdruck der Persönlichkeit halten, da die Anerkennung einer andern Waffe den Grundtrieb seines Berufes negierte. Nicht, weil seine Ehre eine empfindlichere ist, sondern weil infolge der Spezialität seiner Ehre der Degen wesentlich zum Ausdruck seiner Persönlichkeit gehört, ist der Offizier an das Duell gebunden. Müssen ja auch kriegführende Staaten den Begriff der Waffenehre krampfhaft steigern, weil sie einmal an die Waffen appelliert haben und ein Widerspruch darin läge, das Werkzeug der ultima ratio nicht zu glorifizieren.

Ganz getrennt von diesen marschieren jene Duellverehrer, welche an diesem Institut hängen, um sich dem amtlichen Richter zu entziehen. Für sie ist das Duell ein Mittel, den Instinkten freien Lauf zu lassen und sie vor den Eingriffen einer kaltblütigen Zivilisation zu schützen. Aber wie verschieden sind nun wieder die Gründe, aus denen das Duell gefordert und aus denen es verfolgt wird!

Was bekämpft der *Staat* im Duell? Man ist darüber einig, daß das geschützte Rechtsgut nicht das Leben, sondern die Sittlichkeit sei. Es ist das *Spiel* ums Leben, das von den Duellgegnern verdammt wird. Ist dies aber auch der wahre Bestimmungsgrund für die staatliche Gesetzgebung, soweit sie sich im Strafgesetz offenbart? Mißtrauen ist hier am Platze. Der Instinkt unseres Strafgesetzes ist ein anderer. Diesen zu erraten, geben uns die Bestimmungen über die Notwehr genügend Anhaltspunkte. Der Staat *entwaffnet die Bürger*. Wenn er dann als Militärstaat mit sich selbst in Widerspruch gerät, so offenbart sich darin nur seine höhere Konsequenz. Weit entfernt davon, sich selbst ins Gesicht zu schlagen, führt er nur seinen leitenden Gedanken aus, eben den Gedanken der *ungleichen Bewaffnung* der Stände, des ungleichen Selbstgefühls, das zu erziehen er sich vorgenommen hat. Nicht um Sittlichkeit und Unsittlichkeit handelt es sich ihm, sondern um das Vorrecht der Selbstbestimmung, um das Vorrecht der Waffe, um die Entwindung des Degens¹. Wenn dies praktisch als Konflikt zwischen dem Strafgesetz und der militärischen Vorschrift in Erscheinung tritt, so nimmt dies eben der Staat in den Kauf, da die Form des Konfliktes die einzige ist, in der die Ungleichheit aufrechterhalten werden kann. Besitzt man doch das glückliche Korrektiv der Begnadigung, durch die dem zwiespältigen Zustand das Gefährliche genommen wird. Der Widerspruch ist demnach nur ein scheinbarer, eine Maske!

Also auch aus diesem rein politischen Gesichtspunkt ergibt sich die Forderung, die das Duell bestrafenden Gesetze aufzuheben. Es erweist sich neuerdings, daß das Duell prinzipiell freigegeben werden muß, soll es effektiv bekämpft werden.

Der Militärstaat betreibt eine ganz besonders geschickte Politik, indem er individualistische Argumente für Zwecke ausspielen läßt, welche der Machtpolitik angehören. Daß aber rein individualistische Gründe bestehen, die ganz anders abzuleiten sind, macht das Problem so schwierig.

Die individualistische Idee des Duells besteht darin, daß man für gewisse Handlungen und Äußerungen mit seiner ganzen Existenz einsteht und seine Persönlichkeit verwettet, um dadurch allen Äußerungen seines Lebens ein höheres Gewicht zu sichern. Durch die zum Grundsatz erhobene Unverzeihlichkeit all seiner Worte und Taten hebt der Duellpflichtige das Niveau seines ganzen Lebens, weil nun alles belangreich, inhaltsschwer, relevant wird und jede Lebensäußerung über den Bereich des Augenblicks und der Laune hin-

1 Vor allem wohl aber um das Monopol des Ehrenschatzes. Der Staat straft im Zweikampf ebenso wie in der Erpressung mittelbar die Verletzung von Rechtsgütern — unmittelbar, daß sie durch Selbsthilfe geschieht. Anm. d. Herausgebers. [KK]

ausgreift. Es ist eine enorm gesteigerte Pietät, die in einer solchen Verantwortlichkeit zum Ausdruck kommt, eine Pietät, die etwas Erhabenes hat, aber schlechterdings unmodern ist, in einer Zeit, wo das Individuum wieder auf seine "tausend Seelen" stolz ist. Nicht die Genugtuung, die einer *schuldet*, sondern die Wichtigkeit, die er sich selbst beilegt, ist der leitende Gedanke. Darum ist es ja ein Vorrecht, also Recht und nicht Pflicht.

Der Beweis des Mutes durch das Duell ist nicht einmal etwas Sekundäres. Es gehört schon viel Feigheit dazu, um auf diesen Gesichtspunkt überhaupt zu verfallen. Mut wird vorausgesetzt. Die Ehrlosigkeit des Duellverweigerers liegt nicht in der Feigheit, sondern in der Gleichgültigkeit gegen seine eigenen Gesinnungen, die als zu unwürdig erscheinen, um mit dem Degen verteidigt zu werden. Liegt ja auch im Vorwurf der Lüge nach ritterlicher Auffassung das Beleidigende nicht etwa in der imputierten Verletzung einer religiösen Wahrheitspflicht, sondern einzig und allein in der darin eingeschlossenen Zumutung der Abhängigkeit, also in dem Angriff auf unsere Souveränität. In der Diplomatie beispielsweise, wo dieser Verdacht nicht mitspielt, ist die Lüge eine anerkannte Tugend.

Um die Komplikation voll zu machen, tritt in dieses Wirrsal noch ein *unbewußtes* Motiv ein, nämlich die Sehnsucht nach einem Korrektiv siegestrunkenen sozialer Übermacht. Wir leben in einem Zeitalter fortschreitender politischer Freiheit, aber gleichzeitig sich verdichtender sozialer Abhängigkeiten. Durch die Notwendigkeit, sein Leben irgendwie als Karriere zu konstruieren, gerät der moderne Mensch in ein unübersehbares Netz von Rücksichten und Zwangsanstalten, die jeden seiner Schritte zur Resultante von lauter Notwendigkeiten machen. Immer bedenklicher verstärkt sich das Gewicht der wirtschaftlichen Rücksichten, immer vollkommener setzen sich Verstellung, Unterdrückung der natürlichen Affekte durch. Der Druck der vielseitigen Abhängigkeit ist so stark angewachsen, daß selbst die Rechtsdurchsetzung illusorisch wird. Der formale Anspruch, beruhe er nun auf dem Straf— oder Zivilrecht, wird vernachlässigt; denn die Ausübung und Durchsetzung der Rechte steht nur demjenigen zu, dessen Macht von vornherein größer ist. Wo bereits das Übergewicht feststeht, dort kann es durch Vorträge gesteigert werden; dagegen sind Verträge für die wirtschaftlich Schwachen ohne Wert. In diesem entsetzlichen Druck des schweigenden Duldens liegt der Grund unserer Nervosität. Das *Abreagieren* verschwindet aus der Ökonomie unseres Gemüts.

Da ist denn die Aussicht und Möglichkeit eines Duells immerhin eine Beruhigung für den entnervten Staatsbürger. Soweit es sich um die landesüblichen Ehrenbeleidigungen handelt, kann durch eine nachdrückliche Strafverfolgung eine Auflösung der Spannung bis zu einem gewissen Grade erzielt werden, und insofern ist der Kalkül richtig, daß durch eine Reform der bezüglichen Gesetze eine Verminderung der Duelle herbeigeführt werden kann. Bei sonstigen Eingriffen in die Persönlichkeit — wie beispielsweise in die Sexualsphäre — kann die noch so energische Intervention eines Dritten keine wahre Genugtuung schaffen. Daher kommt es, daß gerade die unritterlichste Zeit an diesem Erbstück mit einer gewissen Zähigkeit festhält. Das Duell ist hier ein psychologisches Hilfsmittel, in dem Sinn, wie man gesagt hat, der Gedanke an den Selbstmord sei ein Trost, mit dem man über manche böse Nacht hinwegkomme.

Indem wir zu unserem Gleichnis zurückkehren, wiederholen wir die Meinung, daß die Lösung dieses Problems nur durch einen *konzentrischen* Angriff von mehreren Seiten herbeigeführt werden kann: Zur Klärung und Demaskierung ist vor allem der Konflikt zwischen Gesetz und Gesellschaft aufzu-

heben und das Duell prinzipiell freizugeben. Durch diesen Schachzug, der der Aristokratie scheinbar entgegenkommt, wird es in Wahrheit seinen aristokratisch—militärischen Charakter *einbüßen* und auf seine individualistischen Motive zurücksinken. Durch eine strengere Verfolgung der vulgären Ehrenbeleidigung kann das Gemüt einigermaßen entlastet werden, bei tieferen Eingriffen in die Persönlichkeit, wie beispielsweise beim Ehebruch, wird man die Entscheidung den Betroffenen überlassen müssen und es inzwischen der philosophischen Erleuchtung überantworten, neue Konventionen und Grundanschauungen vorzubereiten. Eine verfeinerte gesellschaftliche Kritik, gesteigerter Gerechtigkeitssinn und Rückkehr zum natürlichen Empfinden werden gleichfalls die Spannung entlasten. Aber die hervorragendste Aufgabe fällt einer höheren Sozialpolitik zu, welche neue Gegengewichte schafft und die Nerven entlastet. Wer gedenkt da nicht jener herrlichen Stelle in der Orestie, wo endlich dem Schlachten ein Ziel gesetzt, die Blutrache entthront und der Areopag von der Göttin Athene gegründet wird. Wie von Firnenlicht übergossen strahlt die Szene und ein erhabener Schauder verkündet das beginnende Regiment der Menschlichkeit ... Heute gilt es, einen neuen Areopag zu gründen, der den Stacheldraht einer überspitzten Ordnung zerschneidet, die Rechte des Gemütes zum Siege führt und eine höhere Freiheit erfindet.

Robert Scheu

* * *

Alt

Von *Heinrich Mann* (Florenz)

Leonhard schloß die Tür und wünschte sich, sie nie wieder zu öffnen; die Straße, die er nun ging, zum letzten Mal zu beschreiten. Er fand, diese Frau habe ihm den bitteren Becher wieder einmal voll genug gegossen, auf die Neigen, die noch von den anderen darin waren. Ihrer aller Herrschbegier, ihre Sucht, einen auf die Probe zu stellen, die Ruhelosigkeit ihrer Empfindungsart und ihre Unfähigkeit, uns Freund zu sein: ihm deuchte, er habe von alledem, um die Mitte der Vierzig, zum Sterben genug. Er erinnerte sich eines einsamen Hauses am Wege nach Süden; weiß stand es vor tiefem Wald; — dort ließ sich ruhen: er wollte hin! Noch nachts packte er ein. Schloß er die Lider, stand das Haus darin. Vor Jahren hatte er's besichtigt; es hatte Wasser an den Grundmauern. Er fand es noch immer leer und kaufte es.

Die Vorderseite sah weiß besonnt ins Hügelland. Aber hinten stieg Leonhard von der feuchtgrünen Terrasse in den Wald hinein, der ihn in starke Arme nahm, besänftigte und kühlte. Leonhard ging barhäuptig, ließ die Zweige ihre Tropfen an seinem Gesicht abstreifen, legte sich in Bäche, saß lange regungslos auf einem Baumstumpf, und nichts war zu hören in dieser Schattentiefe, als der Laut des von Rehen abgerupften Grases. Eins der Rehe weitete so nahe, daß er es mit seinem Stock hätte berühren können. Nun hob es seine großen, schwachsichtigen Augen auf ihn, ganz unwissend, in einer Haltung, wie wenn es fibre; — und auf einmal begriff es und tat, um zu fliehen, einen Ruck, als risse es sich los ... Allmählich gewöhnten sie sich an seine stille Form; und ihm war, wenn sie um ihn her die sanften Hälse wendeten, wie bei Wesen, die er behütete und die ihm vertrauten.

Den Winter erwartete er unschlüssig in seinem Zimmer; aber als er kam, war er gut und fruchtbar. Durch die Gänge, die leeren Säle klapperte, stieß und schleppte der Wind bis an Leonhards Tür. Drinnen hatte er's warm, hatte sein Bett, seine Felle, seinen Tisch mit Büchern, — und sah er auf,

krümmte drunten, hinter den fünf hohen Fenstern, das eisige Hügelland, sich unter Sturmschlägen. Nur unwirtliche Straßen führten in die entbehrliche Welt. Leonhard beglückte es, daß er sie entbehren konnte. Er staunte, wie er nicht früher gemerkt habe, Landschaften und Bücher ersetzen die Menschen. Scham und Grauen berührten ihn bei dem Gedanken, er hätte immer weiter, unabsehbar weiter alles was sein war, an das Lächeln und die Launen von Frauen gehängt, an die regellosen Dinge, die in ihren Köpfen geschahen. Er fühlte sich aus großer Unordnung gezogen, befestigt und verjüngt. Es ward wieder Sommer und nochmals Winter. Leonhard gab sich frei, er erlaubte sich: »kehre zurück, du bist geheilt und vernünftig«. Aber er blieb und wollte das Verdienst, daß er um sich erwarb, das Verdienst, entsagt zu haben, nicht vorschnell vergeuden. Er sammelte Einsamkeit und geizte mit ihr.

Schließlich bedrückte sie ihn, wie ein allzu schwerer Schatz. Er lernte wünschen, ihn jemandem hinzuschütten, sich mitzuteilen, die Sicherheit und Weisheit, die geklärte Menschlichkeit, allen Segen dieser fünf Jahre auf ein anderes zu übertragen, nicht eigensüchtig und unnütz einst zu enden. Ein Kind ersehnte er.

Von fahrenden Leuten nahm er eins an, ein siebenjähriges Mädchen, schwarzlockig und feinknochig, mit Augen, die der Hunger schwermütig umrändert hatte. Die Kleine wußte nur von Hunger und Schlägen, von den Kniffen, womit man Schlägen entging, und der Kunst, Essen zu ergattern. Leonhard lehrte sie menschliche Güte kennen und versuchte, von den großen Harmonien der Natur einen schwachen, spielerischen Widerhall in ihr zu bewirken. Sie öffnete weit die Augen und schmiegte sich an ihn. Er war glücklich. Als er sie betroffen hatte, wie sie jungen Vögeln die Häuse umdrehte, weinte sie vor Reue, bis ihm bange ward. Kurz darauf sah er sie ein Kätzchen quälen. Sie lächelte dabei naschhaft. Wie er dann hervortrat, trug sie plötzlich eine in-nig versunkene Miene und drückte sich das Tier gegen die Wange. Vor Bestürzung schwieg er; auch vor Scham und beinahe vor Furcht.

Er lobte sie für ihre Freundschaft zu der kleinen Idiotin, die in der Küche diente. Überall kamen sie ihm zusammen entgegen; und Vinella hielt die andere umschlungen, als wäre sie ihr sonst entlaufen, und küßte ihr das Gesicht, das jene offenbar gern versteckt hätte. Leonhard fand sie einmal, wie sie auf ihre Hände weinte, und sah die Fingerspitzen alle verbrannt. Sie wollte nicht sagen, wie es geschehen sei. Da gewahrte sie Vinella und lief davon. Unruhig befragte Leonhard Vinella. Sie antwortete sicher. Sie hatte einen kleinen entschiedenen, nachsichtigen Ton und ein Lächeln, als sagte sie: »Ich weiß, was du denkst«. Er fühlte sich betreten und machtlos.

Selten bat sie, und nur um Dinge, die er sicher bewilligte und an denen ihr nichts lag. Die anderen nahm sie heimlich. Auf weiten Umwegen erreichte sie die Erfüllung von Wünschen, die sie nur faßte, weil sie den seinen entgegen waren. Nie verschmähte sie Ausflüchte; führten sie nur von dem Spazierwege fort, den er sich vorgenommen hatte. Verschwörungen zettelte sie an, damit ein von ihm bestelltes Gericht nicht auf den Tisch komme. Und er mochte erschrecken, er mochte sich fragen, was er tue: ihr Streich machte ihm größeres Vergnügen, als wenn sie ihm folgte. Ihre Schlaueit, ihre Lügen um der Kunst des Täuschens willen, unterhielten ihn. Wenn sie ihm am Halse hing, wußte er dennoch, daß er ihren Liebkosungen glauben dürfe; und daß sie ihn ehrlich hasse, kam er ihr irgendwo in die Quere. Schon war er ganz in dies Wesen eingesponnen, das versteckt und doch wahr, und das unschuldig in der Tücke war. Je mehr sie heranwuchs, desto deutlicher erinnerte sie ihn an lauter schon Erlittenes. Bei ihr schien alles runder, entschiedener; er ließ in ihr noch einmal etwas über sich ergehen wie eine Zusammenfassung aller

anderen; und er erlebte sie ein wenig aus der Ferne, mit einem nachprüfenden Lächeln.

Er entschuldigte sich: »War es etwas anderes als Selbstsucht, da ich sie zu meinen seelischen Neigungen drängen, sie meiner Persönlichkeit unterjochen wollte? Vielleicht hätte eher sie das Recht, weil sie vollständiger und stärker ist als ich? Wirklich gehört ihr in meinem Leben ein gewisser Platz; und ich bin nicht sicher, daß ich einen in ihrem habe. Erziehung? Was für einen Schwärmer damals die Einsamkeit aus mir gemacht haben muß! Ich hätte also eine Tigerin zum Droschkengaul zähmen sollen?«

Noch immer, obwohl sie nun groß war, übernachtete sie oft im Walde. In ihren flatternden seidenen Kleidern setzte sie Tieren nach und kletterte auf Bäume. Ihr Zimmer war kokett möbliert; und Spuren waren auf den weißen Fellen, dem weißen Lack, wie von Tieren, die sich gewälzt hätten. Wochenlang mochte sie nur Haselnüsse und Beeren; plötzlich kamen ihrem Gaumen die schwierigsten Gelüste, und das Haus roch früh und spät nach Festen. Vinella hockte sich beim Essen auf Leonhards Knie; schob ihm Bissen in den Mund, den sie küßte, während er kaute; gab ihm den schwarzen Wein zu trinken, in den sie kindlich ihre rote Zunge getaucht hatte; fächelte ihn mit ihrem parfümierten Fächer, bis er einschlief.

Erwachte er und sah sie nicht mehr, ward ihm beklommen und leer zu Sinn. Kein Buch ersetzte ihre Gegenwart. Er rief nach ihr, unter dem Vorwand von Geschenken. Um sie fünf Minuten länger bei sich zurückzuhalten, tat er, was er nie getan hätte. Er entließ, weil ihre Laune es wollte, seinen alten Diener. Er schoß auf die Rehe, die einst nahe um ihn her, wie in seiner Hut, geweidet hatten. Das Geld, das er seinen Neffen schicken wollte, verlangte sie für sich, und er gab ihr's. Sie hatte nie um Kostbarkeiten gebeten, außer um glitzernde. Es war ihr gleich, wem das Haus gehören sollte, durch das sie wie ein Windstoß ein und ausflog. Nur er und seine Selbstachtung, fühlte er, galten ihr als Beute. Feige, sah er, hatte sie ihn gemacht, wie jemals eine ihn feige gemacht hatte. Er tröstete sich damit, daß er's sein wolle. »Warum war ich ehemals anders? Weil es zu meinem Glück diente. Ziel ist immer nur das Glück.«

... In dieser Herbstnacht schlief er nicht. Die Fenster klirrten im Sturm. Fahrende Leute waren heute dagewesen. Noch spät war das Tor gegangen. Was tat jetzt sie? War sie im Walde? Hatte sie bei sich im Zimmer den zerlumpten Burschen, mit dem sie, den Handrücken auf der Hüfte, geplaudert hatte? Leonhard drückte die Augen zu und keuchte in sein Kissen. Sie war nun siebzehn. Längst schon ängstigte er sich, so oft sie das Haus verließ. Sie hing an nichts, sie war herrenlos und gesetzlos. »Eines Tages wird sie nicht zurückkommen; und dann, was dann?« Lieber noch — er hielt den Atem an — hätte er gewollt, der Bursche wäre in ihrem Zimmer und sie zu Haus. Aber als er dies zu Ende gedacht hatte, sprang er auf, legte zitternd Kleider an, nahm den Leuchter. Die Tür flog zu, das Licht verlosch, er tastete sich über die weiten, wankenden Dielen bis an ihr Zimmer, horchte, spähte durchs Schlüsselloch und sah drinnen das Mondlicht sich auf den Boden werfen und wieder aufspringen, gleich einem Gespenst, das tanzte. Er öffnete: sie war fort.

Er stieg die Terrasse hinab, stürzte sich in den Wald, der in Aufruhr war, wie ein Meer. Die Bäume knarrten, wie Masten untergehender Schiffe. Hundert tolle Lichter, kreuz und quer, zuckten. Die Luft brannte einem die Haut und trieb einen zu rasendem Laufen und Schreien an. Leonhard schrie den Namen Vinella, schrie ihn, unerlösbar, in den Sturm. Als er sich wiederfand, saß er auf einem Baumstumpf, starrte wirr um sich und merkte am Ende, daß er erwartet habe, ihn würden Rehe ansehen.

Er kehrte um und betraf sich dabei, daß er betete: laut betete, noch einmal möchte sie wiederkommen. Dann lasse ich sie nicht mehr. Ich führe sie in die Welt. Sie soll den Reichtum kennen lernen. Er wird sie fesseln. Sie wird begreifen, was sie an mir hat. Sie wird mich heben.«

Im Hause wehten alle Türen hin und her; es war ganz durchtobt. Er schloß keine, auch die seines Zimmers nicht, und zündete Lichter an, so viele da waren. Und in ihrem Schein stand dort im Spiegel zum ersten Mal ein Alter! Leonhard trat schaudernd auf ihn zu, dem weißes Haar wirr um das gerötete Gesicht hing. Er blickte ihm in die wilden Augen. »Ein greiser Wüstling«, dachte er. »Ich habe nicht gewußt, wie man das wird. Ich hatte von mir ein ganz anderes Bild. Wie die Namen ihren Sinn ändern, wenn sie uns selbst meinen, und die Dinge, sobald wir drinstecken!« Noch eben, erinnerte er sich, hatte er gehofft, sie werde ihn um seinen Reichtum lieben. »Ist das schimpflich? Es kommt so sehr von selbst.« Er bedachte auch: »Nun ich wieder liebe, stellt sich's heraus, daß ich alt bin, — und da steht es nun, das Alter! Unvermittelt: denn ich war so lange schon ausgeschieden und ohne Ansprüche, zeitlos vor Einsamkeit! Warum habe ich nicht, wie andere, nach Ehren gegeizt? Sie würden mich in schmeichelhafter Weise von der Jugend entfernt haben. Unter den Verbeugungen der Welt würde ich das Alter langsam bestiegen haben wie einen Thron, — anstatt jetzt darin zu erwachen wie in einem Straßengraben. Aber ich war immer nur ein Sinnlicher. Außer den bitteren Bechern, die mir Frauen füllten, schien keiner mir trinkbar. Und wenn dieser der letzte wäre! Vinella!«

Schon merkte er nicht mehr, daß er laut gerufen hatte; und wie er an das Tischchen beim Fenster trat und das Glas mit Wein an den Mund hob, wich die Gardine zurück vor Vinella. Ihr nachsichtiges Lächeln bedeutete ihm, sie wisse, was alles er getrieben und gedacht habe. Er reckte die Arme aus: »Vinella!« Da sagte sie ruhig, ein wenig spöttisch, und als wäre es nichts: »Ich bin dein«.

Leonhard wich zurück; ihm schwindelte; ihm ward kalt. Er schloß, und tastete dabei mit dem Glas nach den Lippen, die Augen. Er öffnete sie wieder, als der Wein heiß in ihn hineinrann. Dumpf war er versichert, Vinella habe, aus der Gardine hervor, in sein Glas ein Pulver fallen lassen, und er sterbe an dem Trank. Jeder Schluck brannte ihm ungeheure Wonnen ins Fleisch. Bei dem letzten stürzte er. Noch sah er sie erschreckt seinem Körper ausweichen. Er sah noch, wie sie, im Begriff zu entfliehen, ihre großen Augen über ihn hinschickte, ganz unschuldig und in einer Haltung, als ob es sie fröre.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Mein Briefeinlauf]

Irrenwörter. An meinem Riff brandet der Idiotismus aller Partei— und Geschmacksrichtungen. Schriebe ich die Memoiren der 'Fackel', man würde es nicht glauben, daß so viel Dummheit in einem einzigen Lande aufgespeichert sein kann, daß sie sich so wütig an jedem Tag auf EINES Mannes Schultern werfen konnte. Ich müßte verzweifeln, wenn ich aus dem Inhalte der meisten Briefe, die ich empfangen, auf die geistigen Qualitäten meiner Leser schließen dürfte. Ich sage mir immer, daß es exzeptionelle Menschen sind, die sich hinsetzen, um mich entweder mit ihren uninteressanten Beschwerden

anzuöden oder mir mit ihren peinigenden Ratschlägen und schwachsinnigen Belehrungen zu imponieren. Tatmenschen, die sich von der Menge ruhiger Durchschnittsleser, die mit meiner Indolenz und Unverbesserlichkeit sich abgefunden haben, unterscheiden wollen. Da ist der schreckliche Herr mit der kribbeligen Schrift, die ich seit sieben Jahren jede Woche einmal nicht entziffern kann und aus der ich nur auf einen unbeugsamen Charakter zu schließen imstande bin. Ich habe, wenn ich alle zehn Tage im Halbschlaf meine Zensur zu lesen bekomme, den unbestimmten Eindruck, daß der Mann bald ermunternd, bald tadelnd meine Sitten und die äußere Form meiner schriftlichen Arbeiten beurteilt. Bald preist er mich — so läßt mich manches leserliche Wort erraten — in allen Tönen, wenn ich einem jüdischen Reporter eins am Zeug geflickt habe, bald schreckt mich wüster antisemitischer Schimpf auf, weil ich es »bezeichnenderweise« unterlassen habe, den Polizeioffizier, der die berittene Wachmannschaft auf die demonstrierenden Arbeiter losließ und der doch ein »Judenstämmling« sei, namentlich anzugreifen. Hätte ich die Möglichkeit, meinem treuesten Korrespondenten die Lektüre der 'Fackel' zu entziehen, ich würde es tun. Da ich's nicht kann, bitte und beschwöre ich ihn, endlich — vor dem achten Jahrgang! — das Schreiben von Karten und Kartenbriefen zu unterlassen. Gräßlich sind auch die Kerle, die von der Meinung ausgehen, daß ich »Druckfehler« der 'Neuen freien Presse' korrigiere und entweder mir's vorwerfen oder mir »Stoff« zu solcher Betätigung liefern. Einer schreibt z. B.:

»Weit mehr wundert es mich, daß Sie in derselben Nummer das Wort 'Gräuel' verwenden, respektive, wenn Sie es nicht niederschrieben, so doch stehen ließen, da besagtes Wort 'Greuel' geschrieben werden muß, was jedes Wörterbuch der neuen Rechtschreibung bezeugen wird. Sie sehen, AUCH DER 'FACKEL' kann ETWAS N. F. PRESSLICHES passieren!« ...

Und für solche Leser schreibt man! Natürlich sind mir die Wünsche der »neuen Rechtschreibung« nichts weniger als Befehle, und natürlich ist Gräuel richtiger als Greuel. Aber daß es Menschen gibt, die wirklich glauben, daß ich gegen die (Kultur, Gesundheit, Wohlstand und Sprachschatz des Volks bedrohende) Journalistik einen orthographischen Kampf führe, ist ein Selbstmordmotiv. Mehr noch als der immer wieder hervorbrechende Drang, der 'Fackel' »etwas nachzuweisen« — der 'Fackel', deren abenteuerliche formale Sorgfalt zuweilen die Vernichtung tausender bereits gedruckter Bogen nicht scheut, die ein bloß für den Herausgeber sichtbares Schönheitsfehlerchen enthalten. Was aber geht wohl in dem Gehirn des Lesers vor, der Antwort auf die Frage heischt. »Sehr geehrter Herr! Was ist das 'Schwarze Buch', von dem in Nr. 195 geschrieben wird?« Ehe er sich's einfallen ließe, daß vielleicht in den vorhergehenden Nummern, die er nicht gelesen hat, der Anfang einer Sache behandelt war, die in Nr. 195 ausdrücklich »beendet« wird, scheut er lieber Kosten und Mühsal einer Korrespondenzkarte nicht. Und erwartet eine Antwort. Das sind nur zwei Beispiele, die gerade zwischen Tintenfaß und Schreibpapier liegen. Aber zehntausend bewahrt mein Archiv. Schätze der Dummheit, die ich zu heben bereit wäre, wenn nicht Zeitmangel und die Furcht vor staubigen Fingern immer wieder der Absicht widerrieten. Und was sie alles haben, wissen oder lesen wollen! Ich greife aufs Geratewohl in das volle Menschenleben des Querulantentums: »Der ergebenst Gefertigte bittet um die DURCHSICHT des beiliegenden BRIEFENTWURFS zu dem Zwecke, um bei Anwendung der in diesem Falle gebührenden Ausdrücke doch eine schärfere Strafe wegen Beleidigung zu vermeiden«. »Würden Sie sich bereit erklären, einen Artikel über einen GANZ UNFÄHIGEN Professor an der Wiener Handelsakademie in Ihre w. Zeitschrift aufzunehmen? Wenn ja, so bitte mir auf beigefügter Karte (Adresse

poste restante ...) DIE BEDINGUNGEN anzugeben. SPEZIELL OB ICH DEN NAMEN DER LEHRKRAFT ANFÜHREN SOLL ODER MUSS, DESGLEICHEN DEN MEINEN. Hochachtungsvoll EIN ZEITWEILIGER LESER«.

»P. T. Geehrter Herr! Erlaube mir um Folgendes anzufragen. Ich habe das Unglück einen höheren Gerichtsbeamten als Verwandten zu haben; derselbe hat eine 25jährige Tochter, welche von Ballsaal zu Ballsaal gefahren wird, ohne einen Bräutigam aufzutreiben; sie hat immer Kopfweg und ist so bissig wie ihre Eltern und die wollen sie also um jeden Preis anbringen. Da sie ihr Einkommen auf lauter Luxus vergeuden und noch mit Zahlungen dazu im Rückstand kommen, so sind sie auf mich verfallen — ich soll diesen biedereren zärtlichen Verwandten durchaus den Gefallen erweisen, entweder geschwind zu krepieren oder närrisch zu werden damit sie alles zusammenpacken könnten (der Tochter eine Mitgift auf diese Weise zu beschaffen.) Seit 14 Jahren also dauert schon dieses Kesselreiben aber sie werden immer zudringlicher und rauben mir durch ihre niederträchtigen Verleumdungskünste die Sympathien der Menschen. Im Anfang habe ich gedacht, weil sie alle zwei an verschiedenen Krankheiten leiden, der Tod wird sie bald niedermähen und habe die Ränkeschmiede noch bei mir empfangen und getan, als ob ich von allen Unannehmlichkeiten, die durch sie mir bereitet wurden, gar nichts wüßte. Ich habe ihnen noch Gutes sogar erwiesen, fast über meine Verhältnisse, aber statt Dank zu ernten, sind sie immer habgieriger geworden. Nun haben sie Schätze bei mir gewittert. Seit dieser Zeit habe ich gesehen, daß diese Leute in die Rubrik der gefährlichen Verwandten gehören. Ich lese Ihre Heftchen (Fackel) und bitte mir in einem solchen Heft in Ihren Antworten eine Andeutung zukommen zu lassen, welchem Advokaten ich meine Sache anvertrauen könnte unter: 'Ein wirklicher Rechtsfreund.' Ich meine Hilfe durch diplomatische Ratschläge.«

Zu den gefährlichsten zähle ich jene, die mir einen gleichgültigen Rechtsstreit vorzutragen wünschen oder mich ersuchen, »einen meiner Herren« — ich bin mein eigener und einziger Herr — zu der Verhandlung zu schicken: ich würde mich überzeugen, »welch enges Maschennetz Lüge und Korruption hierbei gewoben« und »nicht ermangeln, dasselbe unter die Beleuchtung der 'Fackel' zu nehmen«. Ich mag auch jene nicht, die mich auf einen »Übelstand« mit den Worten aufmerksam machen, daß da »ein bissl aufmischen, ein bissl auffrischen« nicht schaden könne. Hier lenkt einer zum so und sovielten Male meine Aufmerksamkeit auf die »Vorgänge an der Technik«; dort glaubt ein anderer, daß ich mich für die Menage eines Militärinvalidenhauses besonders interessieren werde. Da berührt es fast als wohltuende Abwechslung, daß mir eine sexuelle Deutung des Goethe'schen Zauberlehrlings angeboten wird, die sensationelle Enthüllung, daß Goethe in diesem Gedichte nichts anderes als den Fluch der entfesselten masturbatorischen Triebe habe darstellen wollen. Ich flüchte zu den Zeitungsausschnitten, die zwischen den Briefen liegen. Wie das Publikum, so die Presse. Die große Journalistik verschmäht mich, aber wie ich der kleinen schmecke, davon unterrichtet mich ein Ausschnittbüro, das die Verdauungsprodukte täglich sammelt und mir zuführt. Die ganze Geistlosigkeit deutsch—österreichischen Schrifttums stinkt mir entgegen, jene unveränderte »Lage der Deutschen in Österreich«, die durch einen Fall auf den Kopf entstanden sein muß. Am Sonntag habe ich wenigstens immer einen Masaidek im Topf. Aber die Werkeltage bringen das öde Einerlei der

Provinzblattpolemik. Und blökt irgendwo ein nationaler Schöps, so blökt die ganze Herde nach. Für alle 'Volkswehren' und 'Volkswachten' scheint ein einziger Schriftleiter gedankenlos zu sein. Ein Schneeballensystem der Dummheit, bei dem der Ursprung nicht mehr festzustellen ist. Nur ich halte schließlich achtzig Ausschnitte in Händen, in denen irgendeine Bemerkung der 'Fackel' auf die blödeste Art kommentiert wird. Kürzlich habe ich den sozialdemokratischen Ausspruch über die Genialität, die sich Bismarck von Lassalle soufflieren ließ, festgenagelt. Es tut mir leid; denn die deutschnationale Presse freut sich. Sie zitiert die 'Fackel' und ist voll Lob für mich. Natürlich in der Façon: »Der jüdische Fackel—Kraus bemerkt ganz richtig«. Wenn sich also schon Bismarck seine Genialität nicht vom Juden Lassalle soufflieren zu lassen brauchte, so ist es doch unbestreitbar, daß die Deutschnationalen sich ihre Wahrheiten von mir soufflieren lassen müssen. Wahrlich, diese Provinzheroen wissen, warum sie so oft den Verlag der 'Fackel' um Freixemplare anschnorren ... Aus den täglichen Zeitungsausschnitten ersehe ich aber nicht nur, daß die 'Fackel' in den Redaktionen gelesen, sondern auch, daß sie dort nicht gelesen wird. Meiner Erklärung zum Trotz wird die Mär von der geheimnisvollen Verbindung zwischen mir und dem neuen Kabarett fortgesponnen. Der Schwachsinn hält mit der ihm eigenen Konsequenz an dem Glauben fest, daß ich der »Vater« der Gründung sei. Und so bekomme ich noch immer zu lesen, Kraus wollte »jetzt beim Artistentum einen Stein im Brett haben«, »Kraus möchte auf das Brettel« usw. Auf so tückische Art sucht die illustrierte Schandpresse einem Unternehmen zu schaden, dessen Leiter statt dreißig Gulden bloß fünfzehn für sein »Bild« zahlen wollte ... Jeder Posteinlauf bringt neue Lügen und neue Albernheiten, neue Plage in Schrift und Druck. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß vielleicht die Briefe, die hierzulande täglich verloren gehen, all das Wahre und Vernünftige enthalten, das die österreichischen Leser und Journalisten der 'Fackel' mitzuteilen haben.

[Die Geschichte eines Einbruchs]

Volkswirt. Ein bekannter Bankdirektor, so erzählen Sie, kam auf einen glänzenden Einfall. Von nun an wollte er sich nur aufs Einbrechen verlegen: so komme man doch noch viel leichter vorwärts, da Einbrecher ohnedies nicht erwischt werden und vor allem, weil niemand in einem Bankdirektor einen Einbrecher vermute. Das Objekt war bald ausgekundschaftet. Mit Kleinigkeiten hatte er sich ja nie abgegeben, also mußte es diesmal wieder etwas Großes sein. Dazu brauchte er Helfershelfer; und fand sie auch: etliche Hof— und Gerichtsadvokaten, einen Industriellen und schließlich einige Tagelöhner für die ordinäre Arbeit. Das Geschäft ging gut und erwies sich als einträglich. Als das Objekt ausgeplündert war, kam man an die Kasse. Da ereignete sich etwas Unerwartetes. Der Kassierer stellte sich in den Weg und wehrte den Eindringenden. Diese versuchten es mit ihm zuerst in Güte und mit Vernunftgründen. Er aber wich nicht. Sie machten ihm die Unhaltbarkeit seiner Lage begreiflich, verwiesen darauf, daß doch das ganze Objekt in ihrem Besitze sei; der Kassierer blieb treu. Da übemannte sie gerechter Zorn über solche Dummheit und sie warfen den Kassierer einfach zur Tür hinaus. So kam die ganze Geschichte in die Öffentlichkeit und vor die ordentlichen Gerichte. Der Bankdirektor und seine Helfer wurden unter Anklage gestellt, aber nicht wegen Einbruchs, sondern weil dem die Kasse so treu behütenden Kassierer beim Hinauswurf der Rock zerrissen wurde. Sie wurden zum Ersatz des Rockes verurteilt. Dem führenden Blatte der Residenz aber war dieser Rechtsstreit Anlaß zu der Bemerkung, der Prozeß sei »für alle kaufmännischen Kreise von großem Interesse, weil hierbei die wichtige Frage, nach wel-

chen Grundsätzen die Bilanz einer Textilfirma aufzustellen ist, erörtert und der richterlichen Judikatur unterworfen wurde«.

[In derselben Nummer ...]

Dummer Kerl von Wien.

'DEUTSCHES VOLKSBLATT', 10. Februar, Seite 1:

» ... So hat es ein typisches Judenblatt für notwendig erachtet, die allerdings NICHTS WENIGER ALS SCHMEICHELHAFTE BEHANDLUNG, die sich die beiden 'Heldinnen' des Mordes im Raxentale gefallen lassen mußten, als eine den Humanitätsgrundsätzen unserer Zeit geradezu hohnsprechende Grausamkeit hinzustellen. AUCH WIR SIND DER MEINUNG, DASS SICH DIESE SZENEN HÄTTEN VERMEIDEN LASSEN KÖNNEN, aber daß man sich über die 'Unbill', welche den beiden raffinierten Mörderinnen angeblich widerfuhr, entrüstet, während man die bäuerliche Bevölkerung, welche sich in den Straßen von Mürzzuschlag drängte, nicht um gemeiner Neugier zu frönen, sondern IHREM ABSCHEU über das vergangene Verbrechen Ausdruck zu geben, beschimpft, das ist eine so verkehrte Auffassung der ganzen Sachlage, wie sie sich eben nur aus der Art, wie das Judentum zu urteilen pflegt, erklären läßt.«

'DEUTSCHES VOLKSBLATT', 10. Februar, Seite 6:

»Nun, unser Berichterstatter war auch bei der Ankunft der Mizzi Zeller am Bahnhofe anwesend, aber IRGENDWELCHE BESCHIMPFUNGEN derselben hat er NICHT GEHÖRT. Es hatte sich allerdings eine große Anzahl von Neugierigen dortselbst angesammelt, die jedoch, ohne daß der Bezirkswachmeister Ullrich große Anstrengungen machen mußte, den Weg frei gaben. Daß es bei einer großen Menschenansammlung nicht ganz lautlos zugeht, ist ja begreiflich, doch PFUI— ODER SCHIMPFWORTE WURDEN NICHT GEHÖRT ... Dieselben skandalösen Szenen — schreiben die Judenblätter — haben sich auch in Kapellen bei der Ankunft der Friederike Zeller ereignet. Das ist ebenfalls NICHT WAHR und, nebenbei bemerkt, war die hier angesammelte Menge überhaupt keine sehr große. Unser Berichterstatter war übrigens Zeuge eines Vorfalles, der besser wie alles andere für das GUTE HERZ der dortigen Bevölkerung spricht ...«

[Deutscher Sieg]

Politiker. Nun wird's für die Deutschen bald Tag werden! Eine bedeutende Wendung in der Sprachenfrage: Der tschechische Direktor der Staatsbahndirektion in Pilsen, Herr Tucek, ist durch den Deutschen Herrn Strzizek ersetzt worden.

[Menger's Testament]

Zeitgenosse. Anton Menger starb, und die liberalen Blätter brachten die unverständliche Kunde von einer Widmung für »antiorthodoxe Schriften«. Ich erfahre, daß es sich hier um eine feige Umschreibung des wahren Ausdrucks handelt. Menger hat verlangt, daß »antireligiöse« Schriften verlegt werden. Das Gesindel bringt also nicht einmal so viel Mut und Pietät auf, das Testament in seinem Wortlaut zu veröffentlichen!

[Ein Prager Schmock]

Prager Leser. Glauben Sie denn, daß mein Pracker die journalistischen Schmeißfliegen der ganzen Monarchie berücksichtigen kann? Die mir übersandte »Ploderei« des 'Prager Tagblatts' über das Professorenthema des Wit-

tenbauer'schen Stücks interessiert mich wirklich nicht. Auch nicht, daß das Schmöckchen, welches unter dem Namen »Bob« auf der Kleinseite steht und die Literatur verunreinigt, über die Fakultätsgönnerschaften sich wie folgt ausläßt: »Wenn ich nicht irre, ist etwas ähnliches vor Jahren in der 'Fackel' gestanden, aber das war ebensowenig ernst zu nehmen wie die Rede des Professors Prutz — Sensationsmacherei hier wie dort«. Nur eine kleine Probe Prager Humors. Das Feuilleton hat achtzehn Fußnoten. Darunter die folgenden: Der Feuilletonist zitiert aus dem Stück die Worte: »Der Privatdozent ist ein Fischer; er sitzt am Ufer und wartet« und bemerkt dazu: »Vgl. die Ballade 'Der Fischer' von Johann Wolfgang von Goethe, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, gestorben 22. März 1832 zu Weimar« ... »Ich bin ganz paff!«, schreibt er und macht die Anmerkung »Man kann auch baff (mit weichem b) sagen«. »Die Lukanusse können also mit der herrschenden Einrichtung zufrieden sein« — Anmerkung: »Deuschtümelnde Mehrzahl von Lukanus. Wäre nicht Lukani richtiger?« Man sieht also, daß die Prager Schmöcke mit Recht so berühmt sind wie die Prager Schinken.

[Der Kuß]

Kriminalist. Das Tetschener Urteil über die »Kußräuberin«, das an der Grenze zwischen österreichischem Kretinismus und sächsischer Bestialität gefällt schien, hat sogar die 'Neue Freie Presse' beunruhigt. Sie beruhigt nun, nachdem sie in Tetschen »Erkundigungen« eingezogen hat, die Welt durch die folgende Aufklärung: Die Kellnerin sei »in Wahrheit wegen gewerblicher Prostitution unter den in § 5 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 angeführten Umständen verurteilt worden und der von ihr gegebene Kuß NUR DIE URSACHE IHRER ANHALTUNG«. Die Verurteilte — so bemerkt das edle Blatt und unterdrückt ein zufriedenes »Na also« — »stand schon früher in Dresden unter sittenpolizeilicher Kontrolle«. Nun kann der gute Bürger ruhig beischlafen. Daß die Frauen, die ihm gefallen, dafür »eingespirt« werden, muß ihn nicht bekümmern. Es mag ihm gleichgültig sein, ob sie sich »nachher« unter den im § 5 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 angeführten oder in anderen Umständen befinden. Martha Knebel ist offenbar dem 4. Absatz jenes Paragraphen zum Opfer gefallen: »Wenn solche Frauenspersonen (die mit ihrem Körper unzüchtiges Gewerbe treiben) DURCH DIE ÖFFENTLICHKEIT EIN AUFFALLENDEN ÄRGERNIS VERANLASSEN usw.« Das auffallende Ärgernis war der Kuß, den der brave Mann auf dem Perron als unerträgliche Schmach empfand. Ohne diesen Kuß hätte Martha Knebel ihr Treiben fortgesetzt oder wäre bloß von der Ortspolizei, welche die Prostitution, die sie nicht bewilligt, strart, für ein paar Stunden in Behandlung genommen worden. So aber mußte der Strafrichter einschreiten, und Martha Knebel bekam vierzehn Tage, darunter vier Fasttage. Ich finde die Sache nach der Aufklärung der 'Neuen Freien Presse' interessanter. Früher konnte man glauben, daß man es mit einem vereinzelt Tobsüchtigen zu tun habe, der das Richtschwert als Dreschflegel handhabt. Nun sehen wir, daß auch dieses Urteil juristisch begründet wurde.

[Patriotismus und Logik]

Patriot.

»Und nun, meine Herren«, rief Herr v. Gautsch, »wende ich mich zu den Ausführungen des Herrn Abgeordneten für die Landgemeinden Königgrätz ... Ich frage, hohes Haus, WO IN ALLER WELT WÜRDE ES MÖGLICH SEIN, eine solche Rede zu halten, ohne daß die allgemeinste Entrüstung sich zu einem lauten Aufschrei vereinigen würde? Und wenn der Herr Abgeordnete die Frage gestellt hat: Wer glaubt noch an Österreich? dann brauche ich wohl nicht zu antworten: DIE MILLIONEN UND MILLIONEN, DIE MEINEN GLAUBEN TEILEN,

sondern ich möchte vielmehr sagen: Man könnte an Österreich verzweifeln, wenn noch öfter derartige Reden in unserer Volksvertretung gehalten würden. (Große Bewegung)«

Die große Bewegung galt wohl dem Erstaunen über einen Protest, der bloß den Mut zur Unlogik hat. Der Ministerpräsident soll entrüstet sein und be-
nügt sich zu beklagen, daß niemand entrüstet ist. »Wo in aller Welt wäre es
möglich ... ?« Eben nur in Österreich. Die Regierung selbst stellt fest, daß der
österreichische Patriotismus sich nicht einmal zur Abwehr des Ungeheuerli-
chen, das Graf Sternberg gesagt hat, aufrufen könne. In einem Atemzug aber
versichert sie, daß »Millionen und Millionen« an Österreich glauben. Sie glau-
ben, aber sie entrüsten sich nicht. Ein merkwürdiges Land! Und ein merkwür-
diger Ministerpräsident!

[Wahlreform und Concordiaball]

Österreicher. Eine wahre Tatsache: Am Montag, dem 19. Februar, hätte die WAHLREFORM eingebracht werden sollen. Die Wiedergeburt Österreichs mußte aber auf Dienstag, den 20. Februar, verschoben werden. Am Montag findet nämlich der CONCORDIABALL ¹ statt. Die Zeitungsherausgeber, die beide Veranstaltungen mitmachen wollten, gaben der Regierung einen Wink, und siehe, die Regierung ließ dem Concordiaball den Vortritt vor der Wahlreform.

1 Die Rechtschreibreform von 1901 brachte Veränderungen in der Orthographie, so wurde nun nicht mehr 'Concordia', sondern irrtümlich 'Konkordia' geschrieben. Da alle alten Schreibweisen zur Erleichterung des Lesens heutiger Leser vom Herausgeber korrigiert wurden (z. B. Muth in Mut, confisciert in konfisziert verwandelt wird), fällt das heute nicht auf. Aber Eigennamen wurden in der Original—Schreibweise belassen, und nicht, weil es bei Namen keine Regeln gibt, wie der Setzer irrtümlich glaubte, korrigiert.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**